

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1914

131 (14.5.1914) 2. Blatt

Von der W. badischen Studienreise.

In Delphi.

Delphi, Ende April 1914.

Kein schrofferer Gegensatz ist denkbar, als zwischen der Insel Korfu und der phoischen Landschaft, deren Herz das altberühmte Delphi bildet. In jenem zauberhaften Eiland, wie einst zu des Phäakenkönigs Alkinoos Zeiten, eine unbeschreiblich mannigfaltige Durchdringung von Meer und Land, wobei die blaue Fläche Poseidons immer dem Landschaftsbilde den Stempel aufdrückt, die sippigste, holdste Pflanzenfülle hesperischer Gefilde, eine Lebensfreude, die aus aller Augen leuchtet; hier dagegen die ernste, feierliche Würde eines Alpenhochtals, dessen Größe alle Lebensäußerungen durchdringt. Den Übergang von jener zu dieser Welt vermitteln die Ionischen Inseln, Lesbos und Ithaka zumal. Der Fremdenstrom geht an ihnen vorüber, zum Glück sei es gesagt. Glück der, dem es beschieden ist, den köstlichen Schatz homerischer Dichtkunst im Busen bergend, von einem Meister, wie Dörpfeld geführt zu werden an all die Orte, wo des unsterblichen Dichters Gestalten einst gewandelt!

Auf dem länderverbindenden Meere gelangen wir dem neuen Ziel näher. Mächtig treten die Berge zu beiden Seiten aus dem Dufte hervor, der bisher nur ihre Umrisse hat unterscheiden lassen. Eine Bucht vereint sich mehr und mehr; wir gehen in Itea an Land. Die unvermeidlichen, kleinen Leiden auf einem griechischen Küstendampfer sind bald vergessen als wir, noch in geheimnisvoller Ferne, den gewaltigen Parnax wahrnehmen. Durch einen prächtigen Altwald in breiter Ebene führt die gute Straße; dann windet sie sich in zahllosen Schleifen zum delphischen Heiligtum empor.

Die Ausgrabungen des französischen Archäologen in den Jahren 1891—1902 machten zuerst die Verlegung des Dorfes *Stri* nötig, das sich auf u. in der Trümmerstätte eingenistet hatte. Es wurde damals etwas weiter westwärts verlegt. Terrassenförmig schmiegen sich die Häuser der Delphier, wie sie jetzt wieder heißen, dem steilen Bergabhang an. Schmäcker und sauberer als andere griechische Dörfer ist es. Aus Baumrinne lügen die Häuser hervor, meist würfelförmig und aus solidem Bruchstein erbaut. Die Kastrioten müssen einst kein schlechtes Geschäft gemacht haben, als sie bei der Enteignung ihre Hütten hergaben, die errichtet waren aus dem landesüblichen Material, den ungebrannten Luftziegeln mit durchgezogenem Holzwerk; es ist dies eine schon im homerischen Troja und in Mykene verwendete Bauart. Jahrhunderte der Verwahrlosung haben wie anderswo in Hellas auch den delphischen Boden der nährenden Humusschicht beraubt. Mit endloser Mühe suchten die Bewohner, wo immer ein wenig Ackerboden sich gebildet hat, dürftige Gerste anzupflanzen. Der Elbaum, das Geschenk der Götter, folgt den Siedelungen des Menschen. Das ganze *Pleistostal* bis hoch die Bergänge hinauf zeigt das feine Blaugrau der Oliven. Sonst sind die Delphier Birten. Auf allen Felschroffen klettern Ziegen, mit dem Gebimmel ihrer Glocken die Luft erfüllend. Das Landschaftsbild beleben auch die zahllosen Maultiere und Esel, mit denen Menschen und Waren befördert werden. Während die Männer oft stundenlang im Kaffentiere lungern, haben die Frauen die schwerbepackten Lasttiere zu treiben, wobei sie, wie vor Jahrtausenden den Flachs mit der einfachen Spindel zu Fäden drehen. Der Fremdenverkehr mag das Gute für die Dörfler haben, daß sie mehr als sonst das griechische Landvolk eine gewisse Nettigkeit und Gewecktheit erlangt haben. Das kleine Dorf besitzt zwei Schulen, für Mädchen und Knaben getrennt. Höflich und bescheiden, weit entfernt von der Zudringlichkeit, die in Italien oft so lästig fällt, begegnet Jungheilas den gern gesehenen Europäern.

Die delphische Landschaft erhält ihr besonderes Gepräge durch die jäh abfallenden Felswände der Phädraden oder Schimmerfelsen, die das Fußgestell des zur Alpendhöhe aufragenden Parnasses bilden. 300 Meter ragen die blaugrauen, dann wieder rotbraunen Schroffen empor. Im stumpfen Winkel stoßen sie zusammen und bilden so eine enge Schlucht, die vom Wasser der Kastalia durchströmt wird. Niemand kennt Delphi, der nicht auf nächsternen Pfaden zur Höhe der Phädraden emporgestiegen ist. In der für alle Alpenhöhen charakteristischen Weise endigt die Klamm in einer von Felsstrümmern übersäten Hochtalnische. Schwarz ist der unheimliche Felsriegel von oben anzusehen, während der Blick sonst ungehemmt schweifen kann vom Schneegebirge des Musenberges zum Felskloß von Hochkorinth und über die schimmernde Fläche des Golfes zu den Atherhöhen des peloponnesischen Hochgebirges. Von den Phädraden fällt das Gelände terrassenförmig steil zum *Pleistostalle* ab. Jenseits von ihm erheben sich die Felsknippen der *Stri*. Der anmutigste Ausblick ist über die Ebene von *Stri* hinweg zum Meere, das von küstlichen geord-

neten Vorsprüngen gegliedert wie eine Kette von Landseen aussieht. Nach Osten zu führt eine gute Straße über das malerisch gelegene Dorf *Arachowa* in vielstündigem Ritt ins Herz von Mittelgriechenland hinein.

Ist die Alpenlandschaft Delphis, von südlicher Sonne durchstrahlt, schon herrlich in dem Spiel der ersten Farben, so steigert sich der Eindruck zum Heroischen, Übergewaltigen, wenn düstere Wolken über die Höhen dahinjagen und gespenstig die Natur in ihrer Ursprünglichkeit offenbaren. Da begreifen wir noch heute lebhaft, wie gerade hier seit Urzeiten das Heiligum der Mutter *Gaia*, der Erde, wirksam sein mußte. Aus dem geheimnisvollen Erdsplatt des Kalkgefäßes vernahmen die Menschen ihre Stimme. Noch heute wirken die schauerlichen Schluchten, düsternen Höhlen und ungeheuren Felswände, die rauschenden Bergwasser ergreifend auf das Gemüt. In die Stelle des älteren Göttergeschlechtes traten die Olympier; eine sittlichere Weltordnung ward herrschend. Der Lichtgott Apollon überwand den Erdrachen und verkündete von nun an den göttlichen Willen durch den Mund der Priesterin.

Bekannt ist ja, wie jahrhundertlang eine weltkundige Priesterin die „Nabel der Erde“ aus die Geschichte des Volkes lenkte und durch Koloniegründungen den Samen echter Menschenbildung über die Küstländer des Mittelmeeres austreute. Eine fast unübersehbare Fülle von Denkmälern aller Art drängte sich in dem heiligen Bezirk. Dieser bildet einen Teil des Bergabhanges, der sich vom Fuß des Phädraden hinauf erstreckt. In seinem unteren Drittel finden sich die Siegesmaler, die von Griechenlands stolzem Aufschwung im Ringen mit der Persermacht, aber auch von jämmerlichem Stammeshader zu berichten wissen. Von den Schachhäusern, die zur pythischen Festfeier die Kostbarkeiten der einzelnen Staaten bargen, ist das der Athener wieder aufgerichtet. An günstiger Stelle, da wo die Heilige Straße umbiegt, ward es noch vor der Persernot erbaut. Seine schimmernden Wände aus parischem Marmor, die der Vollendung der Kunst nicht mehr fern bildlichen Darstellungen lassen uns ahnen, welche überwältigende Schönheit hier in Apollons Bezirk vereint gewesen sein mag. Die Mitte der heiligen Stätte nahm der gewaltige Tempel ein, für den den Baugrund zu eben schon eine gewaltige Leistung war. Rückender als sonstwo wird uns hier bewußt, daß Menschenwerke, und seien sie die köstlichsten, ohnmächtig sind gegen die Kräfte der Natur. Erdbeben haben hier auf Delphis Boden fürchterlich gewütet. Eine eingemauerte klare Vorstellung des Einflusses der Laie durch das große Theater, das dem oberen Drittel der Feststätte angehört, und dann noch von dem Stadion, das unmittelbar am Fuß der Felswand dem Boden abgenommen wurde und das zugleich die antike Stadt Delphi abschloß.

Hier fand der Wettkampf statt, der ja in den nationalen Festspielen eine bedeutende Rolle spielte, während dort im Theater des Dichters Kunst zu einer empfänglichen Menge sprach. Die beiden Bauten, Theater und Rennbahn sind, weil in die natürliche Mulde des Bergabhanges eingebettet, der Zerstörung am wenigsten anheimgefallen.

Die köstlichsten Schätze, die uns der delphische Boden wiedergehenkt hat, sind in dem Museum geborgen, für das ein hochherziger Grieche die Hauptkosten getragen hat.

Die noch herben Skulpturen von den Schachhäusern der Sikyonier der Siphnier und der Athener haben uns eine ganze Kunstperiode bis wenige Jahrzehnte vor der klassischen Vollendung erschlossen. Die altertümlichen Gebälkträgerinnen am Siphnierhause sind Vorläuferinnen der herrlichen Korai des Erechtheions auf Athens Akropolis; in den dem Kampfe zuschauenden Göttern u. Göttinnen ist schon die ähnliche Szene am Parthenonfries vorgebildet. Das anmutigste Kunstwerk sind die drei tanzenden Mädchen, einst auf einen hohen, von Pflanzenblättern umhüllten Schaft gestellt. Die schönste, originale Schöpfung ist der Wagenlenker, ein Weihgeschenk sizilischer Herrscher, durch Abbildungen schon viel bekannt.

Prof. Dr. D. Fritsch.

Das Murrentier über den Menschen.*

Von Eugene Lambert.

Das Murrentier spricht über den Menschen:
„Jetzt will ich über den Menschen sprechen, ganz frei heraus will ich über ihn sprechen.“

Der Mensch hat eine merkwürdige, bewegliche Haut, die er wechseln und verändern, an- und ablegen kann. Fast bei allen Menschen ist diese Haut verschieden nach Farbe und Form, und wollte man sie als Gattungsmerk-

* Unter dem Titel „Das Murrentier mit dem Halsband“ erscheint in Kürze im Verlag Georg Müller in München ein hochinteressantes Buch von Eugene Lambert, das Paul Deutscher in Deutschland überseht hat (Preis 3 M., gebunden, 4 M. gebunden). Mit Genehmigung des Verlages veröffentlichten wir hier das nachstehende Kapitel.

mal nehmen, dann gäbe es so viele Menschenrassen, als es Individuen gibt. Aber man hat Grund zu der Annahme, daß diese Haut keine natürliche Haut, kein Bestandteil des menschlichen Körpers ist, sondern daß er sie künstlich erzeugt. Was ich in der Zeit meiner Gefangenschaft darüber beobachten konnte, hat mich in dieser Auffassung bestärkt. Es ist eine Eigentümlichkeit des Menschen, daß er eine Menge Dinge macht, die kein anderes Wesen je gemacht hat oder machen wird.

Der Mensch ist das murrentigste aller Tiere. Er hat Haare, die bei den einen das ganze Gesicht umrahmen, bei den anderen bloß den Scheitel bedecken. Das Haar fällt ihm im Alter aus, also dann, wenn er es am nötigsten hätte, um sich vor Kälte zu schützen. Man weiß übrigens nicht genau, wozu es ihm eigentlich dient. Über den Haaren trägt er gewöhnlich noch eine Bedeckung auf dem Kopfe. Soweit man es beurteilen kann, ist der übrige Körper nackt, abgesehen von der Haut, in die er sich einhüllt.

Alle anderen Tiere haben eine bestimmte Farbe. Die Kuh ist weiß oder rot oder braun oder gefleckt; der Schneehase ist im Winter weiß, im Sommer rötlich; der Bär ist braun; das Murrentier hat ein geschmackvoll gefärbtes Fell, das von graubraun ins schwärzliche spielt. Nur die Haut des Menschen hat keine bestimmte Farbe. Sie ist halb durchsichtig und läßt das Blut und Fleisch durchschimmern. Das ist ohne Beispiel in der Natur. Wahrscheinlich schämt sich der Mensch dieser Abscheulichkeit und bedeckt sich aus diesem Grunde mit einer falschen Haut von bestimmter Färbung. Aber er läßt das Gesicht frei, und auch die Hände, was einem Luft macht, hinein-zubeißen. Wäre ich ein wildes Tier, ich würde viele Menschen fressen.

Der Mensch kann sitzen und auf den Hinterbeinen stehen wie wir; hingegen kann er nicht auf allen Vieren laufen. Das einzig Richtige ist doch, je nach Bedarf entweder auf den Hinterbeinen oder auf allen Vieren zu gehen, so wie es die Murrentiere tun. Der Mensch ist aber auch auf zwei Beinen nicht sicher; er scheint immer zu stolpern. Oft bedient er sich eines Baumzweiges, um sich bei seinem langsamen und linksischen Gang zu stützen. Er läuft schwerfällig. Wie könnte er auch leichtfüßig rennen, mit einer solchen Figur! Es ist gar kein Verhältnis zwischen seinen unförmig dicken, pfilerartigen Hinterbeinen und den weit kürzeren und dünneren Vorderbeinen, die er bloß als Arme benutzen kann, so wie wir es ebenfalls manchmal tun, aber natürlich nur, wenn es uns paßt.

Der Mensch wäre das Behrloseste der Tiere, denn er ist das Ungeheuerste, wenn er nicht durch seine Erfindungskraft die natürlichen Mängel ersetzen könnte. Er hat keinen Geruchssinn, kein Gehör, seine Sehkraft ist minderwertig; aber er hat einen erfindungsreichen Kopf. Er nimmt ein längliches Instrument vors Auge und kann damit seine Beute aus jeder Entfernung entdecken. Gewöhnlich trägt er auf der Schulter ein anderes noch längeres Werkzeug; dieses richtet er gegen sein Opfer und dann spritzt unter schrecklichem Krachen Feuer, Rauch und kleine, runde, schwere Steine heraus, die auf riesige Distanz diejenigen treffen, die der Mensch treffen will. Nur ein Gott kann den Menschen gelehrt haben, solchermaßen den Blick in seinen Dienst zu stellen. Warum blieb diese Kunst gerade dem Menschen vorbehalten, warum nicht anderen Tieren, beispielsweise uns? Womit hat der Mensch diesen Vorzug verdient? Ist es eine Auszeichnung vor den Göttern, wenn man unschuldig Blut vergießt?

Der Mensch hat einen Zauber. Manche Arten von Tieren beugen sich vor ihm, erkennen ihn offen als ihren Herrn an und dienen ihm eifrig. Andere misstrauen ihm und hassen ihn. Er ist nicht blutgierig wie der Geier. Man hat nie gesehen, daß er in das Fleisch seines Opfers gebissen oder ihr Blut getrunken hätte. Er ist nicht zum Mörder geboren. Er hat keine scharfen Krallen, keinen Hackenschnabel, keine spitzen Zähne. Er scheint auch gegen uns gar keinen natürlichen Haß zu haben. Er ist nicht grausam, er ist nur fürchtbar hochmütig und von sich eingenommen. Der Mensch will die Unterwerfung der anderen Tiere. Er will herrschen oder sich wenigstens einbilden zu herrschen. Er liebt es, sich mit Sklaven zu umgeben. Jedes freie Wesen ist für ihn eine Beleidigung. Sein Traum wäre, der Herr der Erde zu sein. Dieses Streben wird sich erst dann erfüllen, bis die freien Geschöpfe der Berge aus der Welt geschafft sind. Und daran arbeitet der Mensch. Er tötet uns, weil er uns nicht knechten kann. Auf solche Art rächt sich seine Unfähigkeit. Mag er töten, soviel er will, uns wird er nicht zwingen, ihm Gefolgschaft zu leisten. Wer für die Freiheit geboren ist, wird den Menschen und seine Trabanten ewig hassen.

Das Reich des Menschen mehrt sich. Wobin er dringt, wird es ringsum öde und verlassen. Er bevölkert dann die Einöde mit seinen Kreaturen. Welches Naturspiel, daß gerade das murrentigste aller Geschöpfe zur Herrschaft bestimmt sein soll! Und trotzdem; der Mensch

